„Haltet inne und erkennt, dass ich Gott bin!“

Brief des Generalabtes OCist für die Zeit der Epidemie

Liebe Brüder und Schwestern,

Die Situation, die durch die Pandemie des Corona-Virus entstanden ist, veranlasst mich, mittels dieses Briefes mit euch allen Kontakt aufzunehmen als Zeichen dafür, dass wir diese Situation als Gemeinschaft nicht nur unter uns, sondern mit der ganzen Kirche und der ganzen Welt durchstehen. Ich bin in Italien, in Rom, und erlebe diese Prüfung an einem entscheidenden Punkt, auch wenn ganz offensichtlich der größte Teil unserer Länder sich bald in derselben Situation befinden wird.

Allen nützlich sein

Für uns, insbesondere als Orden und monastische Gemeinschaften, versteht es sich von selbst, dass unsere erste, angemessene Reaktion die genaue Beachtung der Verordnungen der staatlichen und kirchlichen Autoritäten sein muss, um durch Gehorsam und Rücksicht zu einer schnellen Lösung dieser Epidemie beizutragen. Noch nie zuvor wurde uns in diesem Maß bewusst, wie sehr die persönliche Verantwortung ein Gut für alle ist. Wer die notwendigen Regeln und das richtige Verhalten akzeptiert, um sich gegen Ansteckung zu schützen, der trägt auch dazu bei, diese Gefahr für die andern einzudämmen. Das wäre eine Lebensregel, die man immer beachten müsste, auf allen Ebenen, aber in der gegenwärtigen Not wird deutlich, dass wir alle im Guten wie im Schlechten solidarisch sind. Was aber bedeutet diese dramatische Stunde für unsere Berufung, abgesehen vom gesundheitlichen Aspekt der Situation? Was will Gott uns als Christen und besonders als Mönchen und Nonnen durch diese universale Prüfung sagen? Was für ein Zeugnis sollen wir geben? Welche besondere Hilfe können wir der Gesellschaft, allen unseren Brüdern und Schwestern in der Welt anbieten?

Mir kommt wieder ein Ausdruck der *Carta Caritatis* in den Sinn, auf den ich im vergangenen Jahr oft mit besonderem Nachdruck hingewiesen habe, unter anderem vor allem im Weihnachtsbrief 2019, der übrigens genau zu dem Zeitpunkt veröffentlicht wurde, als in China die Ansteckungswelle des COVID-19 ins Rollen kam: *prodesse omnibus cupientes* – „allen nützlich sein wollen“ (vgl. CC I). Wie können wir der gesamten Menschheit genau in diesem Moment nützlich sein?

„Haltet inne und erkennt, dass ich Gott bin“

Vielleicht besteht unsere erste Aufgabe darin, dieser Situation einen Sinn zu geben. Im Grunde genommen ist nicht so sehr und nicht nur die Pandemie an sich das eigentlich Dramatische für unsere Gesellschaft, vielmehr sind es ihre Auswirkungen auf unseren Alltag. Die Welt steht still. Die Aktivitäten, die Wirtschaft, das politische Leben, die Reisen, die Unterhaltung, der Sport stehen still, befinden sich gleichsam in einer universalen Fastenzeit. Aber nicht nur das: In Italien und jetzt auch in anderen Ländern steht auch das offizielle religiöse Leben still; es gibt keine öffentlichen Eucharistiefeiern mehr, keine kirchlichen Versammlungen und Begegnungen, zumindest keine Versammlungen mehr, in denen sich Gläubige physisch begegnen. Es ist wie ein großes Fasten, eine große, weltumspannende Abstinenz. Dieser von der Ansteckungsgefahr und den Autoritäten auferlegte Stillstand wird als notwendiges Übel dargestellt und empfunden. Denn unsere zeitgenössische Gesellschaft kann nicht mehr stillstehen. Freiwillig stillstehen ist so gut wie unmöglich geworden in der heutigen westlichen, ja in der globalen Kultur. Nicht einmal in den Ferien halten wir wirklich an. Nur gerade unerwünschte Zwischenfälle können abgeschaltet werden in unserem atemlosen Streben, möglichst viel aus dem Leben, aus der Zeit, oft auch aus den anderen

Personen herauszuholen. Jetzt aber hat uns ein solch unangenehmer Zwischenfall, die Epidemie, praktisch alle zum Stillstand gebracht. Unsere Pläne, unsere Vorhaben sind annulliert, und wir wissen nicht für wie lange. Wie sehr sind auch wir gewöhnt, wie alle anderen zu leben, zu laufen wie alle andern, unser Leben ständig in der Dimension unserer Entwürfe für die Zukunft zu denken, obwohl wir eine monastische Berufung, sogar eine Berufung in der Klausur leben! Innehalten dagegen will heißen, die Gegenwart wieder zu entdecken, den Augenblick, den wir jetzt leben, die wahre Realität der Zeit, und somit auch die wahre Realität unser selbst, unseres Lebens. Der Mensch lebt nur in der Gegenwart. Wir sind aber immer versucht, an der Vergangenheit, die nicht mehr ist, hängen zu bleiben, oder die Zukunft zu planen, die noch nicht ist und vielleicht gar nie sein wird. Im Psalm 45 fordert Gott uns auf innezuhalten, um seine Gegenwart unter uns wahrzunehmen: „Haltet inne und erkennt, dass ich Gott bin, erhaben über die Völker, erhaben auf Erden! Mit uns ist der HERR der Heerscharen, der Gott Jakobs ist unsre Burg“ (Psalm 45,11-12).

Gott bittet uns innezuhalten; er drängt es nicht auf. Er will, dass wir vor ihm innehalten, dass wir freiwillig, aus eigener Entscheidung, d.h. aus Liebe vor ihm bleiben. Er hält uns nicht an wie die Polizei, die einen flüchtigen Delinquenten festnimmt. Er will, dass wir innehalten wie vor einer geliebten Person, wie vor der zarten Schönheit eines schlafenden Neugeborenen oder vor einem Sonnenuntergang oder einem Kunstwerk, das uns mit Staunen und Stille erfüllt. Gott bittet uns innezuhalten und zu erkennen, dass seine Gegenwart für uns das ganze Universum ausfüllt, dass sie das Wichtigste ist im Leben, das nicht übertroffen werden kann. Vor Gott innehalten bedeutet zu erkennen, dass seine Gegenwart den Augenblick füllt und somit unser Herz vollkommen zufriedenstellt, in welcher Situation auch immer wir uns befinden.

Das Aufgezwungene in Freiheit leben

Was bedeutet das in der aktuellen Situation? Dass wir sie in Freiheit leben können, auch wenn sie uns aufgezwungen ist. Freiheit heißt nicht, immer und überall auswählen können, was man will. Freiheit ist die Gnade wählen zu können, was unserem Herzen Erfüllung zu schenken vermag, selbst wenn uns alles weggenommen wird. Sogar wenn uns die Freiheit genommen wird, bewahrt und schenkt uns die Gegenwart Gottes die höchste Freiheit, vor ihm innezuhalten, ihn zu erkennen als den anwesenden Freund. Das ist das großartige Zeugnis der Märtyrer und aller Heiligen. Als Jesus auf dem sturmgepeitschten See auf seine Jünger zugeht, hat er sie erreicht, obwohl sie wegen des Gegenwindes nicht vorwärtskamen: „Das Boot aber ... wurde von den Wellen hin und her geworfen; denn sie hatten Gegenwind“ (Mt 14,24). Die Jünger kämpfen erfolglos gegen den Wind, der ihr Vorhaben, das andere Ufer zu erreichen, durchkreuzt. Jesus kommt zu ihnen, wie nur Gott zum Menschen kommen kann, mit einer von allen Zwängen freien Gegenwart. Nichts, kein Gegenwind und auch kein Naturgesetz kann sich dem Geschenk der Gegenwart Christi widersetzen, der gekommen ist, die Menschheit zu erlösen. „In der vierten Nachtwache kam er zu ihnen; er ging auf dem See“ (Mt 14,25). Es gibt allerdings einen anderen Sturm, der sich der freundschaftlichen Anwesenheit des Herrn widersetzen will: unser Misstrauen und unsere Angst: „Die Jünger ... erschrecken, weil sie meinten, es sei ein Gespenst, und sie schrien vor Angst“ (14,26). Oft verwandelt das, was wir uns mit den Augen unseres Argwohns einbilden, die Wirklichkeit in ein „Gespenst“. Oft nähren wir gleichsam selbst die Angst, die uns aufschreien lässt. Jesus aber ist stärker als dieser innere Sturm. Er kommt näher, er lässt uns seine Stimme hören, die beruhigende Melodie seiner liebevollen Anwesenheit: „Doch sogleich sprach Jesus zu ihnen und sagte: Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ (14,27). „Die Jünger im Boot fielen vor Jesus nieder und sagten: Wahrhaftig, Gottes Sohn bist du“ (Mt 14,33). Erst, als die Jünger die Gegenwart Gottes erkannten und annahmen, das heißt, erst als sie vor ihm innehielten, legte sich der Wind und hinderte sie nicht mehr (vgl. Mt 14,32), und „schon war das Boot am Ufer, das sie erreichen wollten“ (Joh 6,21). Kann sich das auch ereignen in

dieser gefährlichen und furchterregenden Lage, in der wir uns befinden gegenüber der Ausbreitung des Virus und deren bestimmt schwerwiegenden und dauerhaften Folgen für die ganze Gesellschaft? In dieser Lage eine außergewöhnliche Gelegenheit wahrzunehmen, die Gegenwart Gottes unter uns zu erkennen und anzubeten, bedeutet nicht, vor der Realität zu fliehen und auf die menschlichen Mittel zu verzichten, die sich jetzt anbieten, um uns vor dem Übel zu schützen. Denn das wäre für das gesamte Personal im Gesundheitswesen und alle, die sich jetzt für unser Wohl einsetzen, eine Beleidigung. Es wäre auch eine Lästerung zu denken, dass Gott selbst uns die Prüfung schickt, um uns seine Güte zu beweisen, wenn er uns wieder davon befreit. Gott nimmt unsere Prüfungen auf sich, er erleidet sie mit uns und für uns bis zum Tod am Kreuz. Er offenbart uns auf diese Weise, dass unser Leben im Glück wie im Unglück einen unendlich viel größeren Sinn hat als die Befreiung von der aktuellen Gefahr. Die eigentliche Gefahr, der unser Leben ausgesetzt ist, ist nicht der drohende Tod, sondern die Möglichkeit, sinnlos zu leben, ohne sich nach einer Erfüllung zu sehnen, die größer ist als das Leben, nach einem Heil, das größer ist als die Gesundheit.

Diese Pandemie mit ihren gesamten Nebenerscheinungen und Folgen ist somit für alle eine Gelegenheit, wirklich innezuhalten, nicht nur, weil wir dazu gezwungen sind, sondern weil der Herr uns einlädt, vor ihm zu stehen und zu erkennen, dass er gerade jetzt auf uns zukommt mitten im Sturm dieser Situation und unserer Ängste und uns eine erneuerte Beziehung der Freundschaft mit ihm schenken will. Er kann ohne weiteres der Pandemie Einhalt gebieten, wie er den Sturm auf dem See gestillt hat. Vor allem aber erneuert er das Geschenk seiner Gegenwart, die unsere angstvolle Schwäche besiegt – „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ – und uns gleich zu unserer letzten Bestimmung und wahren Existenz führen will: zu IHM selbst, der mit uns auf dem Weg bleibt.

Wir sollten immer so leben

Die Szene vom sturmgepeitschten See wie auch die Szenerie unserer verwirrten Welt dürfte uns nicht fremd vorkommen. Wir sind Getaufte; wir haben unser Leben Gott geweiht in der klösterlichen Lebensform. Diese Wirklichkeit unserer Berufung müsste uns immer helfen und uns dazu aufrufen, so zu leben. Die gegenwärtige Situation erinnert uns und alle Christen ein wenig an das, was der heilige Benedikt über die Fastenzeit sagt (vgl. RB 49,1-3): Wir sollten immer so leben, mit dieser Sensibilität für die Dramatik des Lebens, mit diesem Sinn für unsere strukturelle Schwäche, mit dieser Fähigkeit, auf Überflüssiges zu verzichten, um das bewahren, was in uns und unter uns tiefer und echter ist, mit diesem Glauben, dass unser Leben nicht in unserer Gewalt, sondern in der Hand Gottes liegt.

Wir sollten auch immer mit dem Bewusstsein leben, dass wir alle füreinander verantwortlich sind, solidarisch im Guten wie im Bösen, in unseren Entscheidungen, in unserem Verhalten, in unseren Handlungen, selbst den verborgenen und scheinbar bedeutungslosen. Die Prüfung, die uns heimsucht, muss uns auch sensibler machen für so viele schwere Schicksale, die andere treffen, andere Völker, die wir oft leiden und sterben sehen, ohne dass uns das berührt. Denken wir noch daran, dass, während bei uns das Corona-Virus wütet, die Völker am Horn von Afrika seit Monaten unter einer Heuschreckeninvasion leiden, welche die Existenz von Millionen von Menschen bedroht? Denken wir an die Migranten und Flüchtlinge, die in der Türkei festsitzen? Denken wir an die Wunden, die der Krieg in Syrien und im ganzen Mittleren Osten geschlagen hat? ... Die Zeit der Prüfung kann die Menschen härter oder sensibler, gleichgültiger oder mitfühlender machen. Alles hängt im Grunde genommen von der Liebe ab, mit welcher wir ein solches Schicksal leben. Vor allem diese Liebe will Christus uns schenken und in uns wecken mit seiner Gegenwart. Jede Prüfung geht früher oder später einmal vorüber. Doch wenn wir sie in Liebe annehmen, kann die Wunde, die sie unserem Leben zufügt, offenbleiben, wie auf dem Leib des Auferstandenen, und zu einem immerwährenden Quell des Mitgefühls werden.

Dem Ruf nach Heil dienen

Doch *eine* Aufgabe ist uns in besonderer Weise aufgetragen: das Gebet, das um Rettung bittende Flehen. Durch Taufe und Glauben, durch die von der Kirche vermittelte Begegnung mit ihm und durch die besondere Berufung, bei ihm zu verharren in der „Schule für den Dienst des Herrn“ (RB Prol 45), hat Jesus Christus uns dazu ausersehen, vor dem Vater zu stehen und in seinem Namen alles zu erbitten. Dafür schenkt er uns den Heiligen Geist. Dieser „nimmt sich unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, was wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern“ (Röm 8,26). Vor seinem Leiden und seinem Tod hat Jesus zu den Jüngern gesagt: „Ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt, damit euch der Vater gibt, worum ihr ihn in meinem Namen bittet“ (Joh 15,16). Er hat uns nicht nur dazu erwählt zu beten, sondern auch dazu, dass wir vom Vater immer erhört werden. Unser Reichtum ist also die Armut, nichts anderes zu haben als mit festem Glauben betteln zu können. Das ist ein Charisma, das uns nicht nur für uns selbst gegeben wurde; vielmehr sollen wir die Sendung des Sohnes zur Vollendung führen: die Erlösung der Welt. „Denn Gott hat den Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde“ (Joh 3,17). Auch das Bedürfnis, die Gesundheit zu bewahren oder wiederzuerlangen, das alle in diesem Moment vielleicht qualvoll verspüren, ist ein Bedürfnis nach Erlösung, nach dem Heil, ein Verlangen, dass unser Leben uns schütze vor Sinnlosigkeit, dass wir nicht von den Wellen des Schicksals hin- und hergeworfen werden, dass wir nicht an der Begegnung mit dem Gott der Liebe vorbeigehen, die sich uns in jedem Augenblick anbietet, damit wir zum ewigen Leben mit Ihm gelangen. Das Wissen um unsere vordringlichste Aufgabe, für alle zu beten, muss in uns die Verantwortung wecken für unseren Glauben und für das liturgische Gebet, das die Kirche uns anvertraut. In einer Situation, da die große Mehrheit der Gläubigen auf die gemeinsame Feier der Eucharistie in einer Kirche verzichten muss, müssen wir uns umso mehr verantwortlich fühlen für die heilige Messe, die wir in den Klöstern weiterhin feiern dürfen, und für das Stundengebet, das uns auch jetzt im Chor zusammenführt. Wir haben dieses Privileg gewiss nicht, weil wir besser wären als die andern. Vielleicht ist es uns gerade geschenkt, weil wir es nicht sind. Das macht unser Bitten demütiger, armseliger, wirksamer vor Gott, dem guten Vater aller Menschen. Wir müssen uns mehr denn je bewusst sein: Wir können gar nicht beten und Liturgie feiern, ohne uns vereint zu wissen mit dem gesamten Leib Christi, der Kirche, der Gemeinschaft aller Getauften, welche die ganze Menschheit umfassen will.

Die leuchtenden Augen der Mutter

In allen Zisterzienserklöstern der Welt beginnen wir die Nacht mit dem Gesang des *Salve Regina*. Auch dabei sollen wir an die Finsternis denken, welche oft auf der Menschheit lastet und sie mit der Furcht erfüllt, sich darin zu verlieren. Im *Salve Regina* bitten wir, dass über dem „Tal der Tränen“ der ganzen Welt und über allen „Kindern Evas“ das warme und tröstliche Licht der „barmherzigen Augen“ der Königin und Mutter der Barmherzigkeit leuchte, damit in jeder Situation, in jeder Nacht und Gefahr, die Augen Marias uns Jesus zeigen, uns zeigen, dass Jesus gegenwärtig ist, dass er uns stärkt, heilt und rettet. Dieses Gebet umschreibt unsere ganze Berufung und Sendung. Maria, „unser Leben, unsre Wonne und unsere Hoffnung“, schenke uns, dass wir diese Berufung demütig und mutig erfüllen und unser Leben hingeben für den Frieden und die Freude der ganzen Menschheit!

Rom, 15. März 2020, 3. Fastensonntag

Fr. Mauro-Giuseppe Lepori OCist